

Roman von Reinhold Drimann.

Während Bernberg nun mit großer Wärme über den Gegenstand sprach, sich dabei vorzugsweise an Komtesse Elsa wendend, hatte Graf Egon wiederholt sehnlichst die Bitte um jener Thier gemerkt, hinter welcher helles Glänzklingen und lustiges Lachen die fröhliche Stimmung der Gesellschaft vertrieb, und endlich konnte er sich nicht enthalten, in seiner harmlos gutmüthigen Weise mit seinen innersten Gedanken herauszulassen:

„Mir scheint wirklich, lieber Professor, daß ich bei dieser Vorbereitung ziemlich überflüssig bin, um so mehr, da ich mich im vornherein mit Allem einverstanden erkläre und mich ganz und gar als willenloses Werkzeug anzuwenden bitte. Wenn Sie also die Besprechung mit meiner Schwester zu Ende führen wollen, so bekomme ich vielleicht die Erlaubnis, dem Zuge meines Herzens und meines nicht unbeträchtlichen Durstes Folge zu leisten.“

Mit einer übermüthigen Heckertheilte ihm seine Schwester den erbetenen Abschied, und spottend verabschiedete sich der stilllich Offizier in dem Rebenkeller.

Nach seiner Entfernung entstand für einige Augenblicke ein verlegenes Schweigen zwischen Beiden; dann schickte sich der Professor an, mit seinen Erläuterungen fortzufahren; aber Elsa legte ihre Hand auf seinen Arm und fragte, indem sie ihn mit ihren Schelmengaugen ansah:

„Wie in aller Welt wollen Sie es nur zu Wege bringen, Herr, ein so in grimmiges Ohello-Gesicht zu machen, wie dieser Nebenbuhler da auf Ihrem Bilde? Ich fürchte, — ich fürchte, Sie werden so sanftmüthig aussehen, daß Ihnen Niemand die vergebende Eifersucht glauben wird, die Sie nun doch einmal notwendig zur Schau tragen müssen!“

„Sie scheinen eine bessere Meinung von mir zu haben, als ich es verdiene, Elsa,“ sagte er ernst, indem er ihre Hand an seine Lippen zog. „Ich glaube, mir ist diese Leidenschaft ebensowenig fremd, als alle anderen menschlichen Gebrechen.“

„Sie glauben es nur, mein Herr, und wissen doch nicht einmal zuverlässig, ob Sie eifersüchtig sind oder nicht? O, da wird man ja auf ein Mittel denken müssen, es festzustellen! Wie wäre es zum Beispiel, wenn wir meinen Bruder durch einen anderen Cavalier ersetzten — etwa durch den Grafen Meinou oder den Freiherrn von Hübenthal?“

„Sie spotten, Elsa; denn Sie wissen wohl, daß mich solche harmlose Koterien niemals zur Eifersucht reizen könnten, daß ich aber hundert Veranlassungen statt einer habe, für die Dauerhaftigkeit meines Glückes zu zittern.“

„Wui, Sie halten mich für wankelmüthig?“

„Nicht doch,“ sagte er, „ich kenne Ihr Herz zur Genüge, um Ihnen zu vertrauen, aber es können Verhältnisse auf Sie einwirken, welche stärker sind, als Ihre Liebe zu mir.“

„Niemand!“ unterbrach sie ihn rasch und mit leuchtenden Augen, „niemand! Was ich Ihnen versprochen habe, Herr, das werde ich halten; und es ist gar nicht hübsch von Ihnen, daß Sie uns jede der spärlich zugemessenen Minuten des Alleinseins mit so ängstlichen Vorstellungen verderben. Mein lieber Papa ist trotz seiner solbatischen Rauheit der liebevollste Vater von der Welt. Er wird im schlimmsten Fall vielleicht ein wenig weinern; aber er gewinnt es nicht über sich, mir einen ernstlichen Kummer zu bereiten, und da er Sie ohnedies aufrichtig schätzt, wird es mir nicht eben gar zu viel Mühe kosten, seine Einwilligung zu erhalten.“

„Wollte Gott, daß Ihre Zuredung Sie nicht betrüge, theuerster Elsa. Aber ich kann die Besorgnis nicht los werden, daß Sie die Macht des Jahrhunderts alten Vorurtheils unterschätzen, und daß Sie in diesem Fall einen ungleich härteren Widerstand bei Ihrem Vater finden werden, als sonst, wenn es sich nur um die Befriedigung einer, wenn auch vielfach übermüthigen, so doch immerhin erfüllbaren Laune handelte. Man wird Ihnen velleicht arg zusehen, denn auch Graf Egon wird trotz all seiner Lebenswürdigkeit schwerlich auf meiner Seite stehen, und ich habe mir schon wiederholt die Frage vorlegen müssen, ob ich wirklich ein Recht habe, Sie solchen Gefahren auszuliefern.“

„Sein erster Ton vermochte ihre Heiterkeit nicht zu unterdrücken. Sie lachte lustig auf und sagte sorglos: „Nun aber genug mit der Grillenfängerei, mein lieber Herr! Wir müssen uns jetzt ebenfalls zu der Gesellschaft begeben, wenn wir nicht den mühsigen Zungen einen willkommenen Stoff zu allerlei Vermuthungen liefern wollen. Also, es bleibt natürlich bei dem, was zwischen uns verabredet worden ist! Bis zu unserer Soiree und bis zum Erscheinen Ihres neuen Bildes in der Ausstellung bewahren wir unser Geheimniß auf das ängstlichste; denn es wäre allerdings recht fatal, wenn mein Papa auf irgend welchen Umwegen von dem Bündniß unserer Herzen Kenntniß erhalten sollte. Dann aber, wenn Ihr Ansehen bei Papa noch um einige Stufen gestiegen sein wird, treten Sie mit einer offenen Erklärung vor ihn hin, und Sie können darauf zählen, daß Sie auf keinen allzu hef-

tigen Widerstand und in mir überdies eine starke Stütze finden werden.“

Es war ihr wirklich gelungen, den ersten Schatten von seiner Stirn hinweg zu plaudern und ihn sogar zu einem Lächeln zu bringen. Noch einmal küßte er ihr beide Hände, dann, als sie hinter der Thür des Nebenimmers das Geräusch zurückgeschobener Stühle vernahm, zum Zeichen, daß die Tafel aufgehoben sei, führten sie rasch auseinander und Elsa sagte in tomischer Verzweiflung:

„O weh, nun haben Sie mich nicht nur um einen Theil meiner guten Laune, sondern auch um meinen Zorn gebracht. Ich werde mir Mühe geben, Ihnen das heimzuzahlen. Bei unserem nächsten Diner sollen Sie mein Nachbar werden und ich werde Sorge tragen, daß Sie sich ebenso hungrig wieder erheben, als Sie sich niedergelegt haben.“

Mit ihrem gewöhnlichen reizenden Lachen flog sie davon, während ihr der Professor mit leuchtenden Augen nachschaute. Aber gleich darauf schrie doch der Ausdruck der Sorge auf seine Gesicht zurück, und während er langsam die zum Garten führenden Stufen hinunterschritt, murmelte er wie unter dem Bann einer trüben Ahnung vor sich hin:

„Ich vermag ihre fröhliche Zuredung nicht zu theilen und ich fürchte nur zu sehr, ihre Standhaftigkeit wird den heißen Kämpfen nicht gewachsen sein, welche sie erwarten.“

3. Kapitel.

In vorgerückter Abendstunde des nämlichen Tages und nachdem er einem Theil der Ballet-Vorstellung im königlichen Theater beigewohnt hatte, begab sich Graf Egon Holzhausen, alter Gewohnheit folgend, in seinen Klub. Die elegante Gesellschaft vornehmer junger Lebemann, in welcher er sich behaglich fühlte und die Zerstreuung, denen man sich in jenem Kreise hingab, waren viel mehr nach seinem Geschmack, als die schöngestaltigen Unterhaltungen im Hause seines Vaters.

Als er eintrat, fand er bereits eine ganze Anzahl junger Offiziere und Diplomaten in den luxuriös ausgestatteten Klubräumen beisammen, und man begrüßte ihn als einen der lebenswürdigsten und geringselbsten Mitglieder von allen Seiten auf das Herzlichste. Hier und da hatten sich bereits kleinere Partien an und dazu aufgestellten Tischen zum Spiel niedergelassen, und Graf Egon trat zu diesem und jenem, um eine Erkundigung oder sonst einige freundliche Worte auszutauschen. Da rief man seinen Namen, und als er näher trat, rebete ihn ein benachbarter, kleiner Herr in französischer Sprache an:

„Bardon, lieber Graf, wenn ich Sie für einen Augenblick festhalten! aber ich möchte Ihnen einen Landsmann vorstellen, welchen bei uns einzuführen ich heute die Ehre habe. Der Marquis Raoul du Verdy — der Graf Egon Holzhausen!“

Der Graf verbeugte sich höflich vor dem hochgewachsenen, schlanken und dunkelblonden Herrn, welchen ihm der kleine Herr — ein Attache der französischen Botschaft — vorgestellt hatte und hieß ihn mit höflicher Respektart willkommen. Auch Herr Raoul du Verdy hatte sich mit der vornehmen Sicherheit des vollendeten Weltmannes geneigt und die Anrede im elegantesten Französisch mit einer verbindlichen Phrase erwidert. Er war ein etwa fünf- und zwanzigjähriger Mann mit dem ausgeprägten Typus des Südländers, mit prächtigem, tief in den Nacken herabfallendem schwarzem Haar, einem ledernen Schnurrbartchen und lebhaften, bligen Augen. Seine Bewegungen waren vielleicht ein wenig unruhig, um immer distinguirt zu erscheinen, und wenn er eifrig sprach, entschloßte ihm zuweilen eine Wendung, welche man in diesem Kreise nicht gewohnt war zu hören. Aber der kleine Attache, welcher ihn eingeführt hatte, entschuldigte ihn bei den Umstehenden leise damit, daß der Marquis ein sehr reicher Grundbesitzer aus dem Süden Frankreichs sei und bisher stets auf seinen Gütern gelebt habe, so daß es wohl verzeihlich erscheine, wenn er sich dort freiere Manieren angeeignet habe. Auf die Frage, wie er denn selbst zu der Bekanntschaft mit dem Landsmann gekommen sei, erzählte er, daß der Marquis heute in der Kanzlei der Botschaft erschienen sei, um einen Vermerk in seinem Paß vornehmen zu lassen, daß er dabei seine Papiere vorgelegt und zugleich mit dem diplomatischen Personal der Botschaft Beziehungen angebahnt habe.

Nach einer so zuverlässigen Auskunft über die gesellschaftliche Stellung des Fremden durfte man nicht zögern, ihn als ebenbürtigen Cavalier zu behandeln und ihm zu beweisen, daß die Gastlichkeit eine hervorragende Tugend des deutschen Adels sei. Auch Graf Egon, der wegen seiner lebenswürdigen Umgangsformen ohnedies den Ruf eines charmanten Gesellschafters genoß, ließ es nicht an Zuversichtlichkeit gegen den Franzosen fehlen, und es konnte darum Niemandem auffallen, daß sich der Marquis vorzugsweise ihm anschloß und offenbar bemüht schien, sich seine Freundschaft zu erwerben.

Gegen Mitternacht trat ein anderer Offizier an Egon heran, um ihn zu einer Spielpartie aufzufordern, und der Marquis hat in höchster Form, sich ebenfalls anschließen zu dürfen. Die kleine, aus vier Personen beste-

hende Gesellschaft ließ sich in einer Ecke des Spielfaales an einem der vieredigen Tischen nieder und einer der aufwartenden Diener brachte das verlangte Kartenspiel. Bald erschienen ansehnliche Häufchen von Goldstücken und Banknoten auf der Tischfläche, und die anfangs sehr gleichmüthigen Mienen der Spielenden nahmen einen immer gespannteren Ausdruck an. Der junge Franzose war offenbar stark im Verlust, denn von den Hundertfranksbillets, deren er eine ganze Hand voll aus seiner Brieftasche genommen hatte, waren nur noch wenige übrig geblieben, während die überwiegende Mehrzahl in den Besitz des Grafen Holzhausen übergegangen war. Aber man mußte dem Marquis das Gefährlichste machen, daß er seinen Verlust wie ein vollendetes Weltmann trug. Nicht eine einzige ärgerliche Miene verrieth, daß er sich im Geringssten davon betroffen fühlte, und seine gute Laune schien vielmehr in demselben Maße zu wachsen, als sich sein Portefeuille entleerte.

Als man sich endlich nach Verlauf mehrerer Stunden erhob, bezifferte sich der Gewinn des Grafen auf eine recht beträchtliche Summe, die beinahe ausschließlich aus der Brieftasche des Franzosen stammte, und der junge Offizier konnte sich nicht enthalten, zu sagen:

„Ich hoffe, Herr Marquis, Sie werden mir morgen Gelegenheit bieten, Ihnen Revanche zu geben, denn Sie müßten sonst nicht eben den besten Eindruck aus unserem Klub mit hinwegnehmen.“

„Den allerbesten, Herr Graf,“ versicherte Verdy, der für einen Franzosen, welcher bis dahin nur auf seinen Besitzungen gelebt hatte, übrigens ein auffallend gutes Deutsch sprach, „der kleine Verlust ist ja nicht der Rede werth, und ich werde mich glücklich fühlen, daß er mir dazu verholfen hat, die Bekanntschaft des lebenswürdigen deutschen Edelmannes zu machen, um morgen und an manchen weiteren Abend mein kleines Spiel in Ihrer Gesellschaft zu machen.“

„Sie gedenken also, längere Zeit hier zu bleiben?“

„Für einige Monate gewiß, vorausgesetzt, daß man mich in der Gesellschaft Ihrer Hauptstadt willkommen heißt!“

„Woran feinen Augenblick zu zweifeln ist,“ fiel der Graf lebenswürdig ein. „Mir zum Beispiel würde es zum besonderen Vergnügen gereichen, Sie in das Haus meines Vaters einzuführen, und ich bitte Sie, in dieser Beziehung ganz über mich zu verfügen.“

Wahrscheinlich ist es wie ein triumphirendes Aufschreien über das leicht gebräunte Antlitz des Marquis; aber wohl keiner der Umstehenden hatte die flüchtige Veränderung in seinem Mienen gemerkt, und aus seiner höflichen Versicherung, daß er von dieser Güte dankbar und baldigst Gebrauch machen werde, klang wieder die ganze kühle Gelassenheit des weiserfahrenen Gentleman. Er lud die drei Herren, welche an dem Spiel theilgenommen hatten, zu einer Flasche Champagner in einem benachbarten Restaurant ein und erwies sich auch in der Eigenschaft des Gastgebers als ein Gesellschaftler von besten Manieren und von sprudelnder Laune.

Wie es in diesen Kreisen üblich ist, drehte sich das Gespräch vornehmlich um schöne Pferde und schöne Frauen; man redete von Schauspielerinnen und Tänzerinnen und erörterte einen Sclandalarittel über eine bekannte Ballerine. Der Graf ließ sich das Blatt bringen, und während er die Spalten überflog, um jenen Artikel zu suchen, hasteten seine Blicke zufällig an einer kleinen Notiz im Tagesbericht.

„Sind Ihre französischen Spitzbuben auch so frech wie die unferigen, Marquis?“ fragte er. „Hören Sie nun von dieser neuesten Gauner-Hebenthalt.“

Und er las ihnen die Zeitungsnote vor:

„Während der verfloffenen Nacht gelang es einigen Einbrechern, auf bisher noch völlig unauffällige Weise in das Kassenlokal des hiesigen Bankiers Jakob Treumann einzudringen, den bisher für völlig diebstahlsicher gehaltenen Geldschrank mit Hilfe von Radschlüsseln zu öffnen und eine große Summe in Papieren und in baarem Gelde zu entwenden. Ein Theil des Geldes bestand in Hundertfranksbillets, deren Nummern leider nicht notirt waren, so daß man nicht hoffen darf, die Diebe bei der Herausgabe derselben anzuhalten. Das Auffallendste bei diesem augenscheinlich mit ebenso großer Kühnheit als Verschlagenheit ausgeführten Diebstahl ist der Umstand, daß ein in unmittelbarer Nähe des Thortes stationirter Wächter nicht das geringste verdächtige Anzeichen wahrgenommen hat und bei der Behauptung verbleibt, die Strafe sei nur von einigen feingekleideten Herren passirt worden. Den Behörden fehlt bis jetzt jeder Anhalt für die Verfolgung der Verbrecher.“

Der Marquis zuckte gleichmüthig die Achseln und zündete sich eine neue Zigarette an.

„Dergeleichen Gesindel giebt es überall,“ meinte er, „die Narren, welche ihre Schätze nicht besser verwahren, haben es am Ende sich selbst zuzuschreiben, wenn sie von einem findigen Kopf um ihren Ueberfluß erleichtert werden.“

Damit war der Gegenstand abgethan und das Gespräch wendete sich

wieder den vorherbehandelten Stoffen zu. Als die Zeiger der Uhr auf die dritte Morgenstunde wiesen, zeigte der Marquis eine gewisse Ungeduld, welche seine Gäste veranlaßte, an den Aufbruch zu denken. Zuvor verabredete er jedoch mit dem Grafen, daß ihn derselbe am nächsten Mittwoch zu einem Spazierritt abholen und ihn nach demselben seiner Familie vorstellen sollte. Auf der Straße gingen die vier Herren nach verschiedenen Richtungen auseinander. Der Marquis schlug zwar zunächst den Weg nach jenem vornehmen Hotel ein, welches er dem Grafen als seine Wohnung bezeichnet hatte; aber als er sich überzeugt halten konnte, daß er sich außerhalb des Gesichtskreises der andern befand, wendete er sich in eine Nebenstraße, und schritt einem entfernten und viel weniger aristokratischen Stabviertel zu.

Vor einem unansehnlichen Hause in der engen und ziemlich überbelegten Kathedrinstraße machte er Halt. Eine trübe brennende Laterne verkündete, daß sich in diesem Hause ein Schenkwirtschaft befinde, und in der That waren trotz der vorgedachten Stunde die Fenster des Erdgeschosses noch immer matt erleuchtet. Aber die Hausthür war verschlossen, und der Herr Marquis mußte nach dem Glockenjunge greifen, um sich Einlaß zu verschaffen. Ein verschlafen aussehender Burche öffnete ihm nach einer kleinen Weile und beantwortete eine hastige Frage des vornehmen Herrn mit einem verdrießlichen Kopfnicken und mit dem Hinweis auf eine der in den Hausflur einmündenden Thüren.

Der Verdy riß, ohne sich durch vorheriges Klopfen anzumelden, die bezeichnete Thüre auf und trat in einen niedrigen Raum, dessen halbe, roh getünchte Wände und schmutzige Tische und Stühle einen gar seltsamen Gegenstand bildeten zu dem prächtigen Salon und den schwellenden mit schweren Seidenstoffen überzogenen Sesseln des Restaurants, welches er soeben verlassen hatte.

Von einem verschoffenen Sopha erhob sich bei der Verdy's Eintritt die kleine, breitschultrige Gestalt eines auffallend häßlichen Mannes, welcher den Marquis mit einem merkwürdig vertraulichen Grinsen willkommen hieß und ihm einen der unfaubersten Stühle an den Tisch heranzog.

„Du hast mich verzeuffelt lange warten lassen,“ meinte Verdy, „sagte Uhlig, „aber es soll Dir gern verzeihen sein, wenn Du gute Nachrichten bringst. Ich hoffe, Du hast Dein erstes Debut in der vornehmen Welt mit Ehren bestanden.“

Von dem Antlitz des Herrn Marquis war der verbindliche und lebenswürdige Ausdruck, welchen er während der ganzen Nacht getragen, vollständig verschwunden. Er zeigte eine abgepannte und verdrießliche Miene und aus seiner Stimme klang es wie nervöse Geizigkeit, als er erwiderte:

„Du wirst mir hoffentlich eine ausführliche Berichterstattung erlassen. Dazu bin ich doch zu müde und es war, wie ich Dir von vornherein bemerkt will, das einzige Mal, daß ich mich zu einem Weg in diese Spelunke herbeigelassen habe. Du wirst dafür Sorge tragen, daß wir uns künftig an einem anderen angenehmeren Orte treffen können und daß es mir erpart bleibt, hier etwa einem von Deinen Spitzbuben zu begegnen, deren bewundernswürdige Geschicklichkeit man eben jetzt in allen Zeitungen rühmend liest.“

Der Andere zeigte sich durch diese unwürdige Anrede nicht im Mindesten beleidigt; er lachte vielmehr mit unverkennbarem Behagen vor sich hin und meinte:

„Diesen Stolz lasse ich mir gefallen, theuerster Bruno! Je mehr Du auch uns gegenüber den Edelmann herauskehrst, desto kleiner wird die Gefahr, daß Du aus dem Schauplatz Deiner Thaten aus der Rolle fallen könntest. Die Geschicklichkeit unserer guten Freunde aber könntest Du immerhin mit etwas größerer Hochachtung erwahren; denn ohne den Geistesreichtum, welchen sie bei dem Bankier ausgeführt, hätten wir schwerlich die Mittel gehabt, unser Spiel schon jetzt zu beginnen. Ich denke, das Häuflein von Hundertfranksbillets ist Dir bei Deinem Eintritt in die große Welt nicht gleich zu flatten gekommen.“

„Es ist bis auf das letzte dahin und wenn ich in derselben Weise weiter arbeiten soll, so wird ein Vermögen drauf gehen, ehe wir am Ziel sind. Aber ich bin trotzdem mit diesem Abend zufrieden. Graf Holzhausen wird mich morgen seinem Vater präsentieren und die erste Schwierigkeit wäre damit ja glücklich überwunden.“

„Ich denke auch, Alles Andere wird sich finden, wenn Du auf Deiner Hut bist, und Dich gewissenhaft an Deine Instruktionen hältst. Daß Du an uns eine mächtige Stütze und einen sicheren Rückhalt hast, haben wir ja bewiesen und Du wirst vermüthig genug wissen, diesen Beistand und das kerkliche Leben, welches Dir bevorsteht, nicht leichtsinnig durch irgend eine Eigenmächtigkeit aufs Spiel zu setzen, welche uns und Dich um die Früchte unserer Bemühungen bringen kann.“

„Aber ich möchte denn doch vorerst bestimmt wissen, worauf Ihr hinauswollt. Ich will nicht leugnen, daß mir dies Leben gefällt, und daß ich nicht einsehe, warum ich es nicht auf Eure Kosten und Gefahr fortsetzen sollte; aber Ihr könntet Euch doch vielleicht in der Größe meiner Dankbarkeit verrechnen und Hoffnungen auf mich setzen, welche ich nicht zu erfüllen vermag. Ich

bin wohl bereit, eine Komödie zu spielen, aber ich bekenne mich für die Rolle des Bösewichts in einem Trauerspiel!“

„Der Einfluß Deiner hohen Waise und Pflanzschwester scheint ja noch immer ein recht erfreulicher zu sein,“ spottete der Andere. „Ich glaube, Du würdest mit der Altweltbormal geborenen haben, seitdem Du das neue Dasein angefangen hast, und ich will Dir nicht verhehlen, daß mir dieses zimperliche Ring erchen, auf das wir beständig Rücksicht nehmen sollen, nachgerade lästig zu werden anfängt. Es wäre nicht so übel, wenn wir sie auf einige Zeit an einen Ort schickten, an dem sie uns weniger im Wege ist, als hier.“

Hätte der Sprechende seinen Kameraden während der letzten Worte in Auge gefaßt, so würde er vielleicht weniger gleichmüthig geblieben sein. In dem Antlitz des Herrn Marquis prägte sich nämlich eine so zornige Entrüstung aus und seine ohnedies schon so lebhaften Augen funkelten so inqumirig, daß der Ausdruck der Erregung, welcher nun folgte, wohl vorauszu- sehen gewesen wäre. Der junge Mann schlug mit geballter Faust heftig auf den Tisch und donnerte mit der ganzen Kraft seiner Stimme dem in vor- lichtigem Zülfertzen Sprechenden zu:

„Die Pest auf Deine Zunge, wenn Du mir das Mädel nicht endlich in Ruhe lassen kannst. Lieber schick ich Dich und Deine ganze Kumpanerschaft zum Teufel, als daß ich an Helenen zum Verächter und Meineidigen werde. Wenn etwas Derartiges etwa in Eurem Programm stehen sollte, so bitte ich von vornherein auf meine Mitwirkung zu verzichten. Es ist wahrlich genug, daß ich gestungen bin; ihr, die es noch allein gut mit mir meint, täglich als Lügner gegenüberzutreten und sie in den Glauben zu verfehen, daß ich mir hier eine bescheidene und rechtschaffene Existenz verschafft habe. Ich habe Dir mein Wort darauf gegeben, ihr unsere Pläne niemals zu verrathen, und ich werde dieses Wort schon deshalb halten, weil ich weiß, daß mir in dem Augenblick der Entdeckung nur die Waise bleiben würde, entweder sie oder Euch aufzugeben. Darüber hinaus werde ich niemals gehen, und ich will nichts auf mein Gewissen laden, was ich ihr nicht doch einmal eingestehen könnte. Danach magst Du Dich richten, und außerdem magst Du Dir denken, daß ich niemals das geringste spöttische oder beleidigende Wort aus Deinem Munde über sie dulden werde.“

(Fortsetzung folgt.)

Dieser Tage wurde in Louisville in Kentucky der Agent der „United States Express Company“ in Huntingtonburg in Indiana H. H. Sletter in dem Augenblicke verhaftet, als er im Begriffe war, Diamanten im Werthe von sechshundert Dollars bei einem Fandeleiter zu verpfänden. In seinen Taschen wurden noch zwei Diamantknöpfe und eine goldene Damen- Uhr gefunden. Er gestand in der Polizeihauptwache ein, daß er der Expressgesellschaft gehörige Beträge verpfändet und eine nach New York bestimmte Diamantensendung aus Booneville in Indiana, welche in Huntingtonburg durch seine Hände gegangen sei, gestohlen habe, um aus deren Erlös das unter- schlagene Geld zu ersetzen. Der Betrag des letzteren soll sich auf eintausend bis eintausendhundert Dollars belaufen.

Am 25. November fand in Casua, einer ehemaligen altrömischen Ansiedlung in der Nähe von Abbazia, eine großes Fest statt, welches durch seine Eigenartigkeit das Interesse weiterer Kreise verdient. Es herrschte nämlich unter den Gastwarten seit vielen Jahrhunderten die Sitte, daß nur an einem Tage des Jahres — dem Statutarfeste (25. November) — Ehen geschlossen werden, und hauer entschieden an diesem Tage 34 Paare vor dem Traualtar. Dieses rigide Fest wurde in diesem Jahre besonders feierlich begangen. Am Abend war die große Kirchenruine, in welcher die nationalen Tänze — darunter auch der Kolotanz — aufgeführt wurden, mit Lampions und bengalischen Fackeln beleuchtet.

Um den Kindern das Stottern abzugewöhnen, theilt Gymnasiallehrer Dr. Grablet in Leobischnitz ein Mittel mit. Er hat daselbst immer bewahrt gefunden und empfiehlt es deshalb den Eltern zur Anwendung. Dieses Mittel besteht darin, daß man ein stotterndes Kind veranlaßt, beim Sprechen und Lesen jedes Wort mit „u“ zu be- ginnen. Der Satz: „Die Lerche singt fröhliche Lieder,“ würde demnach lauten: „u Die „u Lerche „u“ singt und so weiter. Nach drei Monaten hat das Kind durch erleichterte Sprechweise das Stottern verlernt, und man kann es auch von der Verpflichtung, jedes Wort mit „u“ zu beginnen, entbinden. Den Erfolg bezeichnet Dr. Grablet als sicher.

Zweiterlei Auffassung: Marie: „Kein Mann dürfte mich küssen, außer ich wäre mit ihm verlobt.“ — Claire: „Und mit keinem Mann würde ich mich verloben, er hätte mich denn zuvor gefaßt.“

Große Fortschritte. Tante: „Nun, Elsa, laß mal hören, was Du schon französisch gelernt hast. Auf einmal die Gouvernante auf französisch: sie soll herkommen!“ — Elsa: „Pst, Pst!“

Vom Försterleiten haben wir Allgenug gehört, aber nachstehendes Prachstückchen von Neuenland Fischerleiten kann es mit jeder Jäger- Müchhaufgabe aufnehmen:

„Im niedlichen Dörichen Siasconset unterhielten sich jüngst Sommergäste und hiebere alte Fischer, wobei Letztere die Kosten der Unterhaltung und Er- stiere die Kosten der „Feuchtigkeit“ gen. Wenn vom Walfischfang die Rede ist,“ bemerkte ein weißbärtiger und rothnäsiger Wasserheld, „so weiß Keiner mehr darin Bescheid, als ich. Noch heute lebt mein Geist in den Tagen, als die Wale hierherum so dicht schäumten, daß man sie schaarenweise an das Ufer kriechen und sich wie Schildkröten sonnen konnte.“

„Wie lange ist das her?“ fragte ein vornüßiger Grünshnel.

„Erfi ungefähr 40 Jahre,“ war die Antwort. „Damals hatten die Wale aber auch noch Del in sich, das der Rede werth war, ja es waren eigentlich weiter nichts als Delfschlände, und wenn aus so einem Biest der Thran genommen war, so blieb nicht mehr Haut genug übrig, um einen Baseball damit zu überziehen. Jetzt aber sind sie gar nicht mehr erploß.“

„Was meinen Sie mit nicht-erploß?“ fragte ein Gast, indem er ihm auf's Neue die Flasche mit dem Medford-Win reichte.

Der Fischer that einen tiefen Schluck und fuhr dann fort: „Ich meine, daß die Wale so voll Thran waren, daß man nur einen Docht in einen zu stecken brauchte, und er brannte ein halbes Jahr lang. Bah! Dagegen ist der „Kerzenfisch“, auf den man sich heutzutage am Stillen Ocean etwas einbil- det, noch gar nichts. Wir haben noch viel mehr damit anfangen können. Wogu sollten wir uns mit Holz und Kohlen plagen? Wir hatten einfach Stücke von einem Wale ab, und warfen sie in den Ofen, und sie gaben das schönste Feuer, das man sich denken kann. So einen Wale, oder einen Theil davon, hatten wir immer wie ein geschlachtetes Schaf im Hinterhof hängen, und so oft wir Feuer machen wollten, gingen wir einfach hin und hatten einen oder zwei Klumpen davon ab, je nach der Größe des Ofens.“

„By Jove!“ meine Kehle ist ganz trocken geworden.“

Wieder ließ er sich die Flasche rei- chen und färdte sich für seinen Haupttrumpf. Dann sprach er weiter: „Ich habe einmal einen alten Matrosen gekannt, der ein sehr gräßliches Ende nahm; ein Wale machte ihm den Garaus.“

„Auf dem Wasser, natürlich?“ warf Jemand ein.

„D nein!“ verzehte der Fischer erst, „in seinem Hinterhof.“

„Ei was! Der Wale hat ihn wohl mit dem Schwanz todgeschlagen.“

„Auch das nicht. Mein unglücklicher Freund kam mit seinem Weib, um sich ein Stück von der Bestie zum Feuer- ermachen abzugeben, und da —“

„Ist sie wohl noch einmal lebendig geworden und hat ihn gebissen, ehe er zuschlagen konnte?“

„Ist ihr gar nicht eingefallen; sie war so todt wie ein Thirnaegel.“

„Aber wie hat sie denn Ihren armen Freund umgebracht?“

„Sehr einfach. Dem Matrosen fuhr zufällig ein Funke aus seiner Pfeife und fiel auf den Wale. Im Nu explodirte dieser wie eine Petroleumlampe, und mein Freund wurde in tausend Fetzen zerföhren. Es war gerade Nacht und der Ocean wurde meilenweit durch die Explosion erhellt. Drüben in Martha's Vineyard glaubten sie, in Nantucket sei der erste Vulkan ausgebrochen. Ich sage euch, die Wale in den alten Tagen —“

Er blickte zufällig um sich und erwiderte, daß er ganz allein war. Seine Zu- förer hatten bei den letzten Sätzen Reißaus genommen, aus Furcht, daß der alte Seeheld auch noch explodiren könnte. Letzterer that noch einen greulichen Fluch, — denn sein Hals war wieder sehr trocken geworden.

Für junge Hausfrauen. Mina war im Institute erzogen. Als sie heirathete, wußte sie nichts von Kü- che und Haushalt, wie es öfters so geht. Was konnte es helfen? Sie mußte auch den hausbadenen Theil des Ehestandes kennen lernen. „Ach,“ sagte sie, als ihre Maad sehr kleine Eier vom Markte brachte, es ist doch eine Schande! So winzige Eier, die sollte man doch länger im Neste liegen lassen, bis sie etwas größer sind.“

Des halb. „Du bist ja nie zu treffen, wohl zehnmal war ich bei Dir!“

„Aber ich bin ja fast immer zu Hause.“

„Na, Deine Wirthin hat mich doch stets abgewiesen.“

„Ja, Mensch, warum hast Du auch mit meinem Schneider Wehlichkeit!“

Vertant. Frau: Schon wieder in's Wirthshaus? Keinen Abend bist Du mehr zu Hause. Brauche ich eines weiteren Beweises, daß Du mich nicht mehr liebst?!

Mann (entrüstet): Da geht man nun täglich in solch dummes Bierlos- tal, nur um seine sechs Seidel auf das Wohl seiner Frau zu trinken und wird so veranlagt!

Neues Zeitmäh: „Graf A.: Wie lange gedenken Sie in Monaco zu verweilen?“ Graf B.: „Ungefähr 30,000 Mark lang!“